

Der Intersektionale Mehrebenenansatz, Aktivismus und die Zukunft der Ungleichheitsforschung: Ein Expertinneninterview mit Kathrin Ganz und Jette Hausotter

Schulz, Andreas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sonstiges / other

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schulz, A. (2021). Der Intersektionale Mehrebenenansatz, Aktivismus und die Zukunft der Ungleichheitsforschung: Ein Expertinneninterview mit Kathrin Ganz und Jette Hausotter. *Soziologiemagazin : publizieren statt archivieren*, 14(2), 7-18. <https://doi.org/10.3224/soz.v14i2.02>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Der Intersektionale Mehr- ebenenansatz, Aktivismus und die Zukunft der Ungleichheitsforschung

Ein Expertinneninterview mit Kathrin Ganz
und Jette Hausotter

7

geführt von Andreas Schulz

SozMag: *Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit nehmen unsere Fragen zu beantworten. Zum Einstieg möchten wir immer gern von unseren Interview-Gäst*innen wissen, wie Sie zu ihrem Forschungsfeld gekommen sind und was Sie an dem Thema Intersektionalität besonders fasziniert?*

Kathrin Ganz: Ich habe ab 2002 Politikwissenschaften, Soziologie und Gender und Queer Studies an der Uni Hamburg studiert. Mich hat interessiert, welche Rolle soziale Differenzkategorien in der Gesellschaft spielen. Besonders inspirierend fand ich damals poststrukturalistische und

queere Theorien – sie zeigten mir, dass Identität nichts ist, was einfach so da ist, sondern dass das etwas mit Machtverhältnissen im Foucaultschen Sinne und damit mit Diskursen zu tun hat. Intersektionalität war als Begriff zu der Zeit noch nicht so präsent. Aber dass wir über Geschlecht und Sexualität nicht nachdenken können, ohne uns mit Rassismus, Dis_Ability und Klasse zu beschäftigen, haben mir Dozierende wie Antke Engel, Jin Haritaworn oder Encarnación Gutiérrez Rodríguez damals vermittelt. Ich bin sehr dankbar dafür, in einem Umfeld studiert zu haben, wo feministische, queere und postkoloniale

”

Ich bin sehr dankbar dafür, in einem Umfeld studiert zu haben, wo feministische, queere und postkoloniale Perspektiven ins Zentrum gesetzt wurden, während sie ja bis heute oft das ‚add-on‘ in der letzten Seminarsitzung sind.

Perspektiven ins Zentrum gesetzt wurden, während sie ja bis heute oft das ‚add-on‘ in der letzten Seminarsitzung sind. Im Studium habe ich dann auch Seminare bei Gabriele Winker belegt, die an der TU Hamburg eine Professur für Arbeitswissenschaft und Gender hatte. Das hat mein Denken noch mal erweitert. Denn Gabriele Winker war einerseits an den dekonstruktivistischen und queeren Perspektiven interessiert, die wir Studierende damals einbrachten, hat aber andererseits immer wieder darauf gepocht, dass sich kritische Sozialforschung auch mit der materiellen Verfasstheit der kapitalistischen Gesellschaft beschäftigen muss, wenn sie einen Beitrag zur Veränderung leisten will.

Jette Hausotter: Meine erste Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin hatte ich ab 2009 in einem Projekt bei Gabriele Winker an der TU Hamburg. Seitdem kenne ich auch Kathrin. Die Stelle in Hamburg war für mich damals interessant, weil ich nach einem theorielastigen Studium in die empirische Sozialforschung einsteigen konnte. Dabei fand ich es gut, wie in dieser Forschungsgruppe dekonstruktivistische und materialistische

Ansätze in einer produktiven Weise zusammen vertreten waren. Das prägte auch unsere Diskussionen über intersektionale Ansätze – besonders nach der Veröffentlichung von Gabriele Winkers und Nina Degeles Buch, auf das wir uns in allen Projekten stark bezogen haben. Empirische und politische Fragen sind für mich also bis heute noch ein wichtiger Zugang zum Thema Intersektionalität. Bevor ich an die TU Hamburg ging, hatte ich von 2001 bis 2008 in Berlin Gender Studies studiert und bin eigentlich erst am Ende des Studiums wirklich auf das Konzept und die Theoriegeschichte von Intersektionalität gestoßen. Das war, als ich mich in meiner Magisterarbeit mit der Bedeutungszunahme von bezahlter Haushaltsarbeit beschäftigt habe. Um dieses Phänomen einzuordnen, habe ich mich mit den Verschränkungen von Gender- und Migrationsregimen im neoliberalen Kapitalismus beschäftigt. Intersektionalität lernte ich in diesem Zusammenhang als Perspektive kennen, die nicht eine Ungleichheitskategorie ins Zentrum stellt, sondern die Verschränkung von Herrschaftsverhältnissen als Ausgangspunkt der Betrachtung nimmt. Die Perspektive

Kathrin Ganz

Kathrin Ganz hat Politikwissenschaft, Soziologie und Gender & Queer Studies an der Uni Hamburg studiert und an der TU Hamburg promoviert. Derzeit arbeitet sie in einem Forschungsprojekt zu „Gender, künstlicher Intelligenz und der Arbeit der Zukunft“ im Fachbereich Sozialökonomie an der Universität Hamburg und hat einen Lehrauftrag am Otto-Suhr-Institut an der FU Berlin. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Intersektionalität und Digitalisierung. Als Redaktionsmitglied des Open Gender Journal engagiert sie sich für scholar-led Open Access. kathrin.ganz@uni-hamburg.de



war für mich nicht neu – ich kannte entsprechende Diskussionen um Machtverhältnisse und Mehrfachdiskriminierung schon auch aus dem feministischen Aktivismus und dem Studium feministischer Theorien – aber der Begriff war neu. Vorher hatte ich mich an der Uni und in politischen Gruppen viel mit Gender und Klassenverhältnissen im Kapitalismus beschäftigt – wobei wir uns gerade die sozialistisch-feministischen Ansätze auch in Tutorien und Lesegruppen selbst erarbeitet haben. Und natürlich hatten auch die Lehrangebote zu Rassismusforschung und zu Feminismen of Color bereits Gender als intersektionale Kategorie zum Thema. Von Intersektionalität bin ich fasziniert – oder überzeugt trifft es vielleicht besser –, weil Intersektionalität für eine integrale Herrschaftskritik steht und für eine Auffassung von Wissenschaft,

die einen Beitrag zur Überwindung von sozialer Ungleichheit leisten will.

KG: Wir haben beide in unseren Dissertationen versucht, einen intersektionalen Zugang auf unsere Forschungsfelder zu entwickeln. Bei mir ging es um die Netzbewegung, also um soziale Kämpfe im Bereich Digitalisierung, Datenschutz, Urheberrecht usw. In diesem Umfeld sind die Aktivist*innen zumindest in Deutschland überwiegend weiß und mehrheitlich auch cis-männlich verortet (vgl. Ganz 2018).

JH: Ich habe in meiner Dissertation erforscht, inwieweit sich in den Alltagspraxen von jungen Ingenieur*innen so etwas wie ‚prekäre Privilegien‘ von Hochqualifizierten in Erwerbs- und Sorgearbeit widerspiegeln (vgl. Hausotter 2018).

KG: Jette und ich interessieren uns also beide dafür, Intersektionalität gerade auch in Kontexten zu nutzen, wo es nicht zentral um Fragen der Mehrfachdiskriminierung geht, denn auch in der Netzbewegung oder im Ingenieurwesen sind Machtverhältnisse intersektional und werden – wenn auch oft implizit – so verhandelt.

SozMag: *Gabriele Winker und Nina Degele haben Ende der 2000er Jahre den ‚Intersektionalen Mehrebenenansatz‘ entwickelt. Sie beide haben in Workshops und Forschungsprojekten mit diesem gearbeitet und erweitert und sogar ein Lehrbuch dazu verfasst. Können Sie diesen Ansatz für unsere Leser*innen elaborieren und die Vor- und Nachteile gegenüber bis dato gängigen Analyse-Tools vorstellen?*

JH: In unserem Buch haben wir zehn Jahre praktische Erfahrungen mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz reflektiert und aufgearbeitet. Das Buch von Winker und Degele (2009) klärt nicht alle Fragen, die sich in der praktischen Anwendung ihres Ansatzes stellen. Daher wurde in der erwähnten Forschungsgruppe an der TU Hamburg ebenso wie an Nina Degeles Lehrstuhl in Freiburg vieles ausprobiert. Im Rahmen von Forschungswerkstätten haben weitere Wissenschaftler*innen, darunter viele Promovierende, ihre Anwendungen der Intersektionalen Mehrebenenanalyse diskutiert. Mit dem Buch wollen wir dieses Erfahrungswissen zur Verfügung stellen.

Wir führen darin zwei zentrale Weiterentwicklungen des Ansatzes aus, wobei diese bereits von Gabriele Winker (2012) in einem Aufsatz festgehalten wurden: erstens der Begriff der Subjektkonstruktion, der für die Interviewanalyse eine zentrale Rolle spielt und zweitens die Entscheidung, die deduktiven Kategorien der Herrschaftsanalyse (Race, Klasse, Gender, Dis_Ability) erst zu einem späten Zeitpunkt in die empirische Analyse einzubeziehen.

KG: Um den Ansatz einmal kurz zusammenzufassen: Theoretisch handelt es sich um eine Verbindung von Intersektionalität und feministisch-materialistischer Gesellschaftsanalyse. Der Intersektionale Mehrebenenansatz begreift Kapitalismus als eine Vergesellschaftungsform, die notwendigerweise soziale Ungleichheit hervorbringt. Winker und Degele sehen den Kapitalismus nicht als ein Herrschaftsverhältnis neben anderen (z.B. neben Patriarchat und Rassismus), sondern als einen politisch-ökonomischen Gesamtzusammenhang, der verschiedene, miteinander verwobene Herrschaftsverhältnisse hervorbringt. In kapitalistischen Gesellschaften sind dies nach Winker und Degele Klassismen, Heteronormativismen, Rassismen und Bodyismen und sie definieren diese vier Herrschaftsverhältnisse insbesondere über ihre Bedeutung für Ausbeutung und soziale Arbeitsteilung, wobei sie Lohn- und Reproduktionsarbeit berücksichtigen. Der empirische Zugang

Jette Hausotter



Jette Hausotter ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin im Zentralen Referat für Frauenförderung und Gleichstellung. Sie hat Gender Studies und Lateinamerikanistik an der Humboldt Universität zu Berlin studiert und war wissenschaftliche Mitarbeiterin und Promovendin in der Forschungsgruppe Arbeit–Gender–Technik an der TU Hamburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gender & Diversity in der Hochschullehre, Gleichstellung in der Wissenschaft, Intersektionalität. Sie engagiert sich im Care Revolution Netzwerk. jette.hausotter@htw-berlin.de

ist qualitativ – meistens auf der Basis von Interviews – und daraus werden dann die vielfältigen Subjektkonstruktionen von Menschen im Feld herausgearbeitet. Der Begriff Subjektkonstruktion ist gleichbedeutend mit Selbstpositionierung. Hierbei ist der analytische Blick zunächst induktiv. Die Subjektkonstruktionen, die beschrieben werden, sollen möglichst genau die Auffassung der Interviewten widerspiegeln. Erst im zweiten Schritt wird dies dann auf die theoretisch begründeten Herrschaftsverhältnisse bezogen. Die Subjektkonstruktionen können dadurch in ihrem gesellschaftlichen Kontext kritisch betrachtet werden, ohne einzelne Aussagen übermäßig zu interpretieren. Die Fragestellungen, die bisher mit dem Ansatz bearbeitet wurden, sind vielfältig. Um nur einige Beispiele zu nennen: In der Arbeit von Kathrin Schrader (2013)

zu drogengebrauchenden Sexarbeiterinnen standen Fragen von Widersetzung und Handlungsfähigkeit im Kontext von zunehmender Repression im Stadtteil im Mittelpunkt. Michel Raab (2019) hat untersucht, welche Rolle intersektionale Herrschaftsverhältnisse bei der Aushandlung von Care-Arbeit in nicht-monogamen Beziehungen spielen. In Mazedonien und Bosnien-Herzegowina wurde mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz untersucht, welche Lücken aus der Perspektive von besonders vulnerablen Gruppen im Sozialsystem bestehen (Kotevska et al. 2016). Und Nina Degele hat erforscht, welche Perspektiven aktive Fans auf Diskriminierung im deutschen Profifußball haben (2013).

JH: Zu den Vor- und Nachteilen fällt mir ein: Vorausgesetzt, dass sich die jeweilige Forschungsfrage für die Intersektionale

Mehrebenenanalyse eignet, hat man mit dem Ansatz einen Handlungsleitfaden zur Hand, der dabei hilft, einen intersektionalen Forschungsprozess zu strukturieren. Wir hoffen zumindest, dass unser Buch das leistet. Gleichzeitig ist der Ansatz theoretisch voraussetzungsreich. Um damit zu arbeiten, sind Kenntnisse zu verschiedenen intersektionalen Herrschaftsverhältnissen notwendig, und eine Sensibilität dafür, dieses Wissen an der richtigen Stelle im Forschungsprozess einfließen zu lassen, so dass einerseits die subjektiven Verortungen der Interviewten nicht theoretisch überfrachtet werden, aber andererseits auch deutlich wird, wie intersektionale Herrschaftsverhältnisse empirisch wirken.

12

SozMag: *Ziel der Intersektionalen Sozialforschung, wie Sie sie verstehen ist es, eine emanzipatorische Erweiterung der Handlungsfähigkeit im alltäglichen und im politischen Handeln der Subjekte zu ermöglichen. Dieser Ansatz geht damit über das hinaus, was mensch als erklärende Soziologie verstehen kann und erhebt damit einen praxeologischen Anspruch. Wie gestaltet sich das Verhältnis von Wissenschaft und Aktivismus für Sie?*

KG: Einen solchen normativen Anspruch haben intersektionale Ansätze gemeinsam (Collins/Bilge 2016; Meyer 2017). Das liegt daran, dass sie in sozialen Bewegungen verankert sind, allen voran im Black Feminism (Hull et al. 1982). In der Praxis

ist das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Aktivismus beziehungsweise Politik allerdings kein einfaches. Das liegt zentral an den unterschiedlichen Logiken dieser Felder. So würden wir einerseits den Anspruch aufrechterhalten wollen und sagen: Wissenschaft kann und sollte sich in soziale Auseinandersetzungen einbringen. Aber andererseits kann ich auch viel damit anfangen, was Sarah Speck und Paula-Irene Villa schreiben, wenn sie für „eine Notwendigkeit der Differenzierung, für eine Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Politik“ (Villa/Speck 2020: 7) plädieren. Wissenschaft, wie sie in Hochschulen gemacht wird, ist strukturell auf ganz bestimmte Ziele ausgerichtet, die mit denjenigen von Politik oder Aktivismus nichts zu tun haben: Es geht um Wissen, aber eben auch darum, eine bestimmte Qualifikationsstufe zu erreichen, Fördermittel einzuwerben oder zu publizieren. Aktivistische Wissensproduktion, die sich nicht auf diese Logiken einlassen muss, ist da vielleicht freier. In anderer Hinsicht hat aber auch die Wissenschaft den Luxus, eine distanzierte Position einzunehmen, und Dinge noch mal von einer anderen Seite aus zu befragen.

JH: Ich stimme Kathrin zu: Wissenschaft ist zugleich freier und begrenzter als Politik. Wissenschaft ist jedenfalls nicht neutral, sondern situiert (Haraway 1988; Collins 1989). Wissenschaft folgt zwar einer anderen Logik als Politik, aber sie hat eine

gesellschaftspolitische Verantwortung. Ganz konkret haben Wissenschaftler*innen die Verantwortung zu entscheiden, welche Themen sie beforschen, wessen Perspektiven in ihre Untersuchungen einfließen, wie sie die Grenzen ihrer eigenen Perspektive ausloten und diese in Bezug auf ihre Erkenntnisse reflektieren. So gestalten Wissenschaftler*innen auch mit, welches Verwertungs- und Verwendungspotenzial die Ergebnisse am Ende haben. Das geht dabei über Ethikfragen im engeren Sinne (Persönlichkeitsrechte von Forschungsteilnehmer*innen, wissenschaftliche Qualitätsstandards, Transparenz bei der Finanzierung etc.) hinaus. Vielmehr geht es um die Frage, ob meine Forschung dazu geeignet ist, solidarische Gesellschaftsstrukturen und soziale Gerechtigkeit voranzubringen. Das heißt nicht, dass intersektionale Forschung per se Handlungsfähigkeit analysieren muss, sondern es können auch ganz theoretische Fragen sein. Der Intersektionale Mehrebenenansatz ist aber empirisch ausgerichtet und auf jeden Fall mit dem Ziel verbunden, einen Beitrag zu einer emanzipatorischen Erweiterung von Handlungsfähigkeit zu leisten. Wie das umgesetzt wird, kommt dann auf das Thema an. Es kann heißen, dass Policy-Vorschläge für Akteur*innen im Feld gemacht werden. Oder es kann heißen, die Verstrickung von Alltagshandeln oder beruflichem Handeln in Herrschaftsverhältnisse aufzuzeigen, um die gesellschaftliche Eingebundenheit

” Wissenschaft folgt zwar einer anderen Logik als Politik, aber sie hat eine gesellschaftspolitische Verantwortung.

für eine kritische Reflektion zugänglich zu machen. An dieser Stelle denke ich an Fragestellungen aus dem Bereich der Sozialen Arbeit, aber auch an mein Promotions-thema, die Lebensweisen von vergleichsweise Privilegierten. Wir beschäftigen uns in unserem Buch relativ ausführlich mit partizipativer Forschung, wobei wir uns unter anderem auf ein Projekt zu Frauen mit Psychiatrieerfahrungen in der Frauenhausarbeit beziehen (Carstensen et al. 2018). Partizipative Forschung soll nicht heißen, die unterschiedliche Logik von Wissenschaft, Alltagsdenken und politischer Reflektion zu ignorieren, sondern diese zum Ausgangspunkt von Verständigung über Wissensbestände zu machen. Hier halten wir den Intersektionalen Mehrebenenansatz für sehr geeignet, z.B. weil es mehrere methodische Schritte gibt, die sich für eine Rückführung von (Zwischen-)Ergebnissen an die Akteur*innen im Feld eignen.

SozMag: *Sie betonen explizit in Ihrem gemeinsamen Band zum ‚Intersektionalen Mehrebenenansatz‘, dass sich dieser nicht für*

alle Fragestellungen anbietet. Was meinen Sie konkret damit?

JH: Der Intersektionale Mehrebenenansatz ist ein Ansatz für eine subjektorientierte, qualitative Analyse von sozialen Ungleichheitsverhältnissen in kapitalistischen Gesellschaften. Das Erkenntnisinteresse ist darauf gerichtet, wie Menschen durch ihr individuelles oder kollektives Handeln soziale Ungleichsverhältnisse aufrechterhalten, mitgestalten oder überwinden. Es steht und fällt also mit dem Thema und der Fragestellung, ob der Ansatz sich eignet. Wir plädieren in unserem Buch dafür, eine Intersektionale Mehrebenenanalyse nicht aus methodologischen, sondern primär aus gesellschaftstheoretischen Überlegungen heraus zu wählen. Uns war es wichtig, das zu betonen, weil wir zeitweise den Eindruck hatten, dass die Intersektionale Mehrebenenanalyse – vermutlich gerade weil sie eine so strukturierte Vorgehensweise bietet – als allgemeingültige Methode für jegliche qualitative Forschung aus dem Themenbereich Heterogenität und Vielfalt rezipiert wurde. Dabei lässt sich dieser Ansatz kaum mit Theorien verbinden, die keinen Begriff von kapitalistischer

Vergesellschaftung haben, denn die empirische Analyse nach dem Intersektionalen Mehrebenenansatz legt auf eben diese kapitalistisch geprägten Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse ihren zentralen Fokus. Vielleicht noch eine Überlegung aus praktischer Perspektive: Je nach Umfang und Anspruch des Vorhabens kann eine empirische Studie mit dem Ansatz ziemlich komplex und langwierig sein. Auch dazu geben wir Hinweise im Buch: welche Ressourcen es grob braucht, um eine Intersektionale Mehrebenenanalyse in unterschiedlicher Ausführlichkeit und Tiefe umzusetzen.

SozMag: *Es gibt nur vergleichend wenige quantitative intersektionale Forschungen. Auch bei Ihrem Ansatz stellt sich mir die Frage, wie dieser für Mixed-Method-Ansätze fruchtbar gemacht werden könnte? Bedarf es einer methodischen Erweiterung?*

JH: Ein Mixed-Method-Design lässt sich grundsätzlich gut mit intersektionalen Mehrebenenanalyse machen. Der Ansatz ist zwar qualitativ und subjektorientiert. Auf die Empirie folgt die Rückbindung an die intersektionalitätstheoretisch

” Wir plädieren in unserem Buch dafür, eine Intersektionale Mehrebenenanalyse nicht aus methodologischen, sondern primär aus gesellschaftstheoretischen Überlegungen heraus zu wählen.

begründeten vier Herrschaftsverhältnisse. An dieser Stelle kann es sich anbieten, als Theorie nicht nur den Forschungsstand heranzuziehen, sondern weitere Untersuchungen durchzuführen. Das kann auch eine quantitative Untersuchung über Zusammenhänge oder Themen sein, die durch den qualitativen Zugang ins Blickfeld gerückt sind.

KG: Mixed-Methods heißt ja auch, dass man sich über die epistemologischen Grundlagen der jeweiligen Herangehensweise verständigen muss. Das kann bei Stichworten wie Intersektionalität sehr heterogen sein. Gerade quantitative Ansätze verpassen leider oft, die untersuchten Kategorien machtanalytisch zu fundieren und nutzen simplifizierende Methoden, wie eine Studie von Bauer et al. (2021) gerade gezeigt hat. Es ist aber interessant, darüber nachzudenken, was quantitative Ansätze leisten können. Zum einen in strategischer Hinsicht: Wenn man Policy beeinflussen will, können Zahlen ein sehr überzeugendes Mittel sein. Zum anderen aber auch methodisch. Ich habe vor einiger Zeit ein Buch von Charles Ragin und Peer Fiss (2017) gelesen. Ihre „Fuzzy-set qualitative comparative analysis“ untersucht intersektionale soziale Ungleichheit basierend auf der Theorie unscharfer Mengen. Damit können sie zeigen, wie intersektionale Konfigurationen von *race*, *gender* und anderen Lebensumständen mit Armut – als zu erklärende Variable – zusammenhängen.

Ein solcher Ansatz kann also zum Beispiel genutzt werden, um die mit qualitativen Methoden identifizierten Zusammenhänge auch in soziostrukturellen Daten sichtbar zu machen.

SozMag: *In der deutschsprachigen Sozialforschung wird sich dem Thema der Intersektionalität erst in den letzten zehn Jahren vermehrt zugewandt, obwohl erste Ansätze in den 1980ern entwickelt wurden. Wie erklären Sie sich den drastischen Interessensanstieg in den letzten Jahren?*

JH: Wenn wir die Sozialforschung in den Gender Studies anschauen, sieht das anders aus. Hier wird das Konzept der Intersektionalität seit 20 Jahren intensiv diskutiert. Das gilt auch für die deutschsprachige Frauen- und Geschlechterforschung, die ja als Sektion in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vertreten ist. Soziale Ungleichheitsforschung ist meines Erachtens in Deutschland stark mit Sozialstrukturanalyse verbunden, klassentheoretisch ausgerichtet und dabei tendenziell erwerbsarbeitszentriert. Gleichzeitig wurde und wird Intersektionalität oftmals verkürzt rezipiert. Nämlich als ein Konzept zur Analyse individueller Diskriminierungserfahrungen und Vorurteile und weniger als Instrument zur Analyse von institutionellen und strukturellen Bedingungen. Manche sehen in der Intersektionalitätsforschung sogar eine Gefahr für eine kritische Analyse von

kapitalistischen Herrschaftsverhältnissen, weil sie Ungleichheit diskriminierungstheoretisch verkürze (Zander 2017) oder generell unmaterialistisch (Lütten et al. 2021) sei. So betrachtet verwundert es nicht, dass die Intersektionalitätsdebatte in ‚der‘ deutschsprachigen Sozialforschung erst so spät rezipiert wird. Hier spiegelt sich nicht zuletzt auch die mangelnde institutionelle Absicherung und Anerkennung der Gender Studies in Deutschland wider.

SozMag: *Zum Ende würden wir gerne mit Ihnen ein Blick in die Zukunft werfen und von Ihnen wissen wollen; wo soll die Intersektionalitätsforschung hin?*

KG: Mein Eindruck ist, dass es allgemein ein großes Bedürfnis gibt, gesellschaftliche Verhältnisse in ihrer Komplexität und Pluralität zu erfassen. Zum Beispiel in der Arbeits- und Industriesoziologie: Wenn dort erforscht wird, wie sich Arbeitsverhältnisse wandeln und welche Auswirkungen das hat, reicht es nicht, nur in die Betriebe zu schauen. Man muss den gesamten Lebenszusammenhang berücksichtigen, also insbesondere Fragen der sozialen Reproduktion, und kann dabei Geschlechterverhältnisse, Rassialisierung und Ableismus vor allem auch empirisch nicht außen vorlassen. Intersektionalität ist hier nicht nur eine hilfreiche Metapher, um über das Zusammenwirken von sozialen Verhältnissen zu sprechen, sondern hat auch forschungsethische Überlegungen

und analytische Tools zu bieten, um diese Zusammenhänge zu untersuchen. Auf der einen Seite denke ich also: Es ist an der Zeit, dass intersektionale Theorien und Ansätze in der Breite der sozialwissenschaftlichen Forschung stärker rezipiert werden. Auf der anderen Seite muss man aber auch darüber sprechen, dass damit der Fokus auf die Lebenssituationen von zum Beispiel schwarzen Frauen auf diese Weise verloren gehen kann und inwieweit dadurch strukturelle Unsichtbarkeit reproduziert wird. Auf den deutschsprachigen Kontext bezogen heißt das aus meiner Sicht: Wir brauchen einen substanziellen Aufbau von kritischer, intersektionaler Rassismusforschung und von Orten, an denen mit dekolonialen Theorien gearbeitet wird. Das gleiche gilt auch für die Disability Studies.

JH: Ich arbeite an einer Hochschule für angewandte Wissenschaften. Dort ist Forschung generell sehr praxisorientiert. Unter dem Stichwort Transfer geht es darum, Wissen zugänglich und anwendbar zu machen, das finde ich super. Problematisch finde ich es, wenn Fragestellungen und Lösungen zu eng am Ziel verwertbarer, marktgängiger Entwicklungen ausgerichtet sind. Hier kann Intersektionalität eine Richtschnur sein, um sicherzustellen, dass die Lebensbedingungen, Bedürfnisse und Interessen aller betroffenen Menschen und Gruppen berücksichtigt werden und dass der wissenschaftliche Erkenntniszuwachs

einen Beitrag zu einer sozial gerechten Gesellschaft leistet.

Kathrin schließe ich mich an. Wenn Intersektionalität breiter rezipiert wird, dann liegt darin das Potenzial, dass herrschaftskritische Forschungsansätze mehr Aufmerksamkeit bekommen. Das meint nicht nur den kritischen Blick auf gesellschaftliche Phänomene, sondern immer auch auf die eigene Wissensproduktion. Dazu müssen wir uns für eine institutionelle Verankerung von Rassismusforschung, Disability Studies und Gender Studies einsetzen. Wir plädieren mit dem Intersektionalen Mehrebenenansatz für ein kapitalismuskritisches Verständnis von Intersektionalität. Ich wünsche mir, dass Intersektionalitätsforschung einen Beitrag zur Entwicklung einer grundlegend anderen Wirtschaftsweise leistet, hin zu einer sorgenden Gesellschaft, in der Care-Arbeit und Care-Bedürfnisse im Mittelpunkt stehen, in der alle Menschen frei von Herrschaft und Ausgrenzung ihr Leben gestalten und für sich und andere sorgen können.

LITERATUR

Bauer, Greta R., Siobhan M. Churchill, Mayuri Mahendran, Chantel Walwyn, Daniel Lizotte, Alma-Angelica Villarueda (2021): Intersectionality in quantitative research: A systematic review of its emergence and applications of theory and methods. In: *SSM - Population Health*, Jg. 14. DOI: <https://doi.org/10.1016/j.ssmph.2021.100798>.

Carstensen, Melinda, Christiane Micus-Loos, Lena Oeverdiek, Kathrin Schrader (2018): Intersektionalität. Ein Denkanstoß für eine kategoriesensible Frauenhausarbeit. In: Gaby Lenz/Weiss, Anne (Hrsg.): *Professionalität in der Frauenhausarbeit. Aktuelle Entwicklungen und Diskurse*. Wiesbaden: Springer VS: 135–155. DOI: https://doi.org/10.1007/978-3-658-20295-8_10.

Collins, Patricia Hill (1989): The Social Construction of Black Feminist Thought. In: *Signs*, Jg. 14/4: 745–773.

Collins, Patricia Hill, Sirma Bilge (2016): *Intersectionality*. Cambridge: Polity Press.

Degele, Nina (2013): *Fußball verbindet – durch Ausgrenzung*. Wiesbaden: Springer VS.

Ganz, Kathrin (2018): *Die Netzbewegung. Subjektpositionen im politischen Diskurs der digitalen Gesellschaft*. Opladen: Barbara Budrich. DOI: <http://doi.org/10.3224/84742139>.

Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and The Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies*, Jg. 14/3: 575–599.

Hausotter, Jette (2018): *Prekäre Privilegien. Wie Ingenieur_innen ihren Alltag gestalten*, Hamburg. DOI: <https://dx.doi.org/10.15480/882.1699>.

Hull, Gloria T., Patricia B. Scott, Barbara Smith (Hrsg.) (1982): *All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave*. Black Women's Studies. New York: The Feminist Press.

Kotevska, Biljana, Simonida Kacarska, Elena Anchevska, Edin Hodžić, Aida Malkić, Tea Hadziristic, Mirna Jusic (2016): *The Art of Survival. Intersectionality in Social Protection in Macedonia and Bosnia and Herzegovina*. Collection of Working Papers, Skopje, online verfügbar unter: https://www.researchgate.net/publication/309359456_The_Art_of_Survival_Intersectionality_in_Social_Protection

[in Macedonia and Bosnia and Herzegovina - Collection of Working Papers](#) (abgerufen am 22.10.2021).

Lütten, John, Christin Bernhold, Felix Eckert (2021): Zur Kritik des Intersektionalismus. In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Nr. 126: 18–30.

Meyer, Katrin (2017): Theorien der Intersektionalität zur Einführung, Hamburg: Junius.

Raab, Michael (2019): Care in konsensuell-nichtmonogamen Beziehungsnetzwerken. Sorgende Netze jenseits der Norm. Opladen: Budrich UniPress.

Ragin, Charles C., Peer C. Fiss (2017): Intersectional inequality. Race, class, test scores, and poverty. Chicago, London: The University of Chicago Press.

Schrader, Kathrin (2013): Drogenprostitution. Eine intersektionale Betrachtung zur Handlungsfähigkeit drogengebrauchender Sexarbeiterinnen. Bielefeld: transcript.

Villa, Paula Irene, Sarah Speck (2020): Das Unbehagen mit den Gender Studies. Ein Gespräch zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik. In: Open Gender Journal, Jg. 4. DOI: <https://doi.org/10.17169/ogj.2020.141>.

Winker, Gabriele (2012): Intersektionalität als Gesellschaftskritik. In: Widersprüche, Jg. 32/4: 13–26.

Winker, Gabriele, Nina Degele (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.

Zander, Michael (2017): Was ist problematisch an Intersektionalität? In: Psychologie & Gesellschaftskritik, Jg. 41/2: 47–65.

Das Interview wurde von **Andreas Schulz** vor- und nachbereitet und von **Felix Werner** und **Lucas Steger** lektoriert.